

Die eine hält große Reden und träumt von einer Karriere in Hollywood, die andere taucht am liebsten in Bücher ab und legt Frauen die Tarotkarten. Iris und Eva könnten nicht unterschiedlicher sein, und doch sind sie Schwestern, die alles teilen: das Glück, die zerbrochenen Träume, den nichtsnutzigen Vater – und den Glauben, dass es immer irgendwie weitergeht. Eine berührende Geschichte – so groß und klein und wunderbar wie das Leben selbst.

AMY BLOOM hat seit den neunziger Jahren Romane und Erzählungen veröffentlicht. Ihr erster Erzählungsband »Liebe ist ein seltsames Kind« wurde für den National Book Award nominiert. Sie schreibt unter anderem für den *New Yorker*, *The New York Times*, *The Atlantic Monthly* und *Vogue*.

AMY BLOOM

WIR GLÜCKLICHEN

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Kathrin Razum*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Lucky Us« bei Random House, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2017,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Amy Bloom
Copyright © der deutschen Ausgabe 2015 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Entwurf
von Katja Maasböl, Hamburg, nach dem Originalentwurf von Anna
Green unter Verwendung eines Fotos von © Alfred Eisenstaedt/

Kontributor/Getty Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mr · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71430-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

FÜR MEINE SCHWESTER ELLEN

ERSTER TEIL

1939–1943

I'D KNOW YOU ANYWHERE

Die Frau meines Vaters war gestorben. Meine Mutter sagte, wir sollten hinfahren und sehen, ob es für uns was zu holen gebe.

Sie tippte mir mit dem Grapefruitlöffel auf die Nase. »Es ist so«, sagte sie. »Uns liebt dein Vater mehr, aber er hat noch eine andere Familie, eine Frau und eine Tochter, die ein bisschen älter ist als du. Ihre Familie hatte das Geld. Wisch dir das Gesicht ab.«

Was klare Worte anging, konnte es keiner mit meiner Mutter aufnehmen. Sie wusch mir Hals und Ohren, bis sie glänzten. Dann halfen wir einander beim Anziehen: Ihr lila Kleid mit dem Reißverschluss unter dem Arm, mein rosafarbenes mit den umständlichen Knöpfen. Meine Mutter flocht mir die Zöpfe so fest, dass es mir die Augenbrauen hochzog. Sie griff nach ihrem violetten Topfhut und ihren besten Handschuhen und lief rüber zu Mr. Portman, um sich sein Auto zu leihen. Ich war froh, dass wir fuhren, und dachte, vielleicht würde ich auch irgendwann froh darüber sein, eine Schwester zu haben. Ich fand es nicht schlimm, dass die andere Frau meines Vaters tot war.

Wir hatten wochenlang auf ihn gewartet. Meine Mutter setzte sich morgens ans Fenster und rauchte bis nach dem Abendessen, jeden Tag. Wenn sie von ihrer Arbeit bei Hobson's zurückkam, hatte sie schlechte Laune, selbst dann, wenn ich ihr die Füße massierte. Ich für mein Teil lungerte den ganzen Juli in der Nähe des Hauses herum, spielte mit Mr. Portmans Pudel und wartete darauf, dass mein Vater vorfuhr. Wenn er kam, dann meistens vor zwei Uhr mittags, für den Fall, dass an dem Tag eines von Roosevelts Kamingesprächen im Radio übertragen wurde. Wir hörten uns die Kamingespräche immer gemeinsam an. Wir liebten Präsident Roosevelt. Wenn mein Vater uns sonntags besuchte, brachte er meiner Mutter ein Päckchen Lucky Strikes mit und mir einen Hershey-Schokoriegel. Nach dem Abendessen setzte sich meine Mutter bei meinem Vater auf den Schoß, ich hockte mich auf seine Füße, die in Hausschuhen steckten, und wenn ein Kamingespräch gesendet wurde, gab mein Vater hinterher seine Roosevelt-Imitation zum Besten. Guten Abend, Freunde, sagte er, einen Strohhalm wie eine Zigarettenspitze zwischen den Lippen. Guten Abend, meine Damen und Herren. Mit einer kleinen Verbeugung zu meiner Mutter hin fragte er: Eleanor, meine Liebe, wie wär's mit einem Tänzchen? Sie tanzten eine Weile zur Radiomusik, und dann war es Zeit für mich, schlafen zu gehen. Meine Mutter steckte mir ein paar Haarklammern ins Haar, damit es lockig wurde, und mein Vater trug mich ins Bett und sang dabei: *I wish I could shimmy like my sister Kate*. Er deckte mich gut zu und ging hüftenschwingend aus dem Zimmer. Am Montagmorgen war

er immer weg, und ich wartete bis Donnerstag oder manchmal auch wieder bis Sonntag.

Meine Mutter parkte den Wagen und zog ihren Lippenstift nach. Das Haus meines Vaters war ein zweistöckiges rotes Backsteingebäude mit breiten braunen Treppenstufen, die wie aufgestapelte Schachteln vor der schimmernden Holztür saßen, und hohen Fenstern, an denen Spitzenvorhänge hingen. Dein Vater hat es gern hübsch, wenn er nicht bei uns ist, sagte sie. Es ist wirklich hübsch, sagte ich. Hier sollten wir wohnen.

Meine Mutter lächelte mich an und fuhr sich mit der Zunge über die Zähne. Kommt vielleicht noch, sagte sie – wer weiß. Sie hatte mir schon mal gesagt, dass sie von Abingdon, wo wir seit meiner Geburt wohnten, die Nase voll hatte. Es sei einfach keine richtige Stadt, und sie sei es leid, als Empfangsdame bei Hobson's zu arbeiten. Wir redeten oft davon, nach Chicago zu gehen, um es besser zu haben. *Chicago, Chicago, that toddlin' town ... I saw a man, he danced with his wife.* Ich sang, während wir aus dem Auto ausstiegen, und machte ein paar kleine Tanzschritte wie im Film. Du bist spitze, Kleines, sagte meine Mutter und packte mich hinten am Kleid. Sie befeuchtete ihre Handfläche und presste sie auf meinen Pony, damit er nicht hochflatterte. Sie zog ihren Rock gerade und bat mich, die Nähte ihrer Strümpfe zu kontrollieren. Schnurgerade, sagte ich, und wir gingen Hand in Hand die Treppe hinauf.

Meine Mutter klopfte, und mein Vater kam in der blauen Weste an die Tür, die er bei uns immer trug, wenn der Präsident seine Reden hielt. Er drückte mich,

und meine Eltern flüsterten miteinander, während ich dastand und versuchte, einen Blick aufs Wohnzimmer zu erhaschen, das so groß war wie unsere ganze Wohnung und voller Blumen. (Vielleicht sagte mein Vater: Was zum Teufel machst du denn hier? Vielleicht verwünschte ihn meine Mutter, weil er so lange nicht gekommen war, aber ich glaube nicht. Mein Vater hatte sein Leben lang den Gentleman gegeben, und meine Mutter hatte mindestens hundert Mal zu mir gesagt, man müsse Männer zu nehmen wissen, und wenn eine Frau ihren Mann nicht zu nehmen wisse, sei sie selbst schuld. »Wenn ich sage, dass Männer Hunde sind«, pflegte sie zu sagen, »meine ich das nicht als Beleidigung. Ich mag Hunde.«) Hinter meinem Vater sah ich ein großes Mädchen stehen.

»Meine Tochter Iris«, sagte mein Vater. Ich hörte, wie meine Mutter die Luft einsog.

»Iris«, sagte er. »Das ist meine Freundin Mrs. Logan mit ihrer Tochter, der lieben Eva.«

Schon als ich dort in der Diele stand, wusste ich, dass dieses Mädchen haufenweise Sachen hatte, die ich nicht hatte. Blumen in eimergroßen Kristallvasen. Hübsche hellbraune Locken. Die Hand meines Vaters auf ihrer Schulter. Sie trug einen himmelblauen Pullover und eine weiße Bluse mit einer Vogelbrosche am Kragen. Ich glaube, sie hatte Nylonstrümpfe an. Iris war sechzehn, und auf mich wirkte sie wie eine erwachsene Frau. Sie sah aus wie ein Filmstar. Mein Vater schob uns zur Treppe und sagte zu Iris, sie solle mich auf ihr Zimmer mitnehmen, solange er und meine Mutter sich ein bisschen unterhielten.

»Stell dir mal Folgendes vor«, sagte Iris. Sie legte sich auf ihr Bett, und ich setzte mich auf den geflochtenen Teppich daneben. Sie gab mir ein paar Gummibonbons, und ich fand es in Ordnung, bei ihr zu sitzen. Sie war eine gute Erzählerin und große Imitatorin. »Das gesamte College ist zur Beerdigung von meiner Mutter gekommen. Mein Großvater war früher der Präsident vom College, aber letztes Jahr hat er einen Schlaganfall gehabt, und jetzt ist er irgendwie anders. Jedenfalls war da so 'n Mädchen mit roten Haaren, wirklich grausig. So ein richtiger Karottenkopf. Die sehen doch aus, als wären sie in den Farbeimer gefallen.«

»Ich glaube, Paulette Godard hat auch rote Haare«, sagte ich. Das hatte ich in der vergangenen Woche in *Photoplay* gelesen.

»Wie alt bist du? Zehn? Wer will denn schon Paulette Godard sein? Na ja, dieser Karottenkopf kommt also mit zu uns nach Hause. Heult wie ein Schlosshund. Also fragt unsere Nachbarin, Mrs. Drysdale, sie: ›Stand Ihnen die liebe Mrs. Acton sehr nah?‹«

So, wie Iris das sagte, konnte ich die neugierige Mrs. Drysdale richtig vor mir sehen, wie sie sich ihren getupften Schleier beim Essen vom Mund weg hielt, das feuchte Taschentuch in ihr großes Dekolleté gesteckt, was meiner Mutter zufolge eine abscheuliche Angewohnheit war.

»Ich bin zwölf«, sagte ich.

Iris fuhr fort: »Meine Mutter war wie eine Heilige – das sagen alle. Sie war immer nett, zu allen, aber ich wollte nicht, dass jemand denkt, sie hätte ihre Zeit mit dieser dummen Kuh verschwendet, also dreh ich mich

um und sage, hier weiß niemand, wer das überhaupt ist, und da rennt sie runter zur Toilette, und als sie drin ist – jetzt kommt der Witz –, verklemmt sich die Tür, und sie kommt nicht mehr raus. Sie hat dagegengehämmert, und zwei von den Profs mussten die Tür aufbrechen. Das war wirklich ulkig.«

Iris erzählte mir, das ganze College (ich hatte nicht gewusst, dass mein Vater am College unterrichtete – hätte man mich gefragt, hätte ich gesagt, dass er sein Geld mit Bücherlesen verdiente) sei zum Gottesdienst gekommen und habe um ihre Mutter getrauert und ihr und ihrem Vater kondoliert. Sie sagte, alle Freunde der Familie seien da gewesen, womit sie mir auf ihre Art vermittelte, dass meine Mutter keine wirkliche Freundin meines Vaters sein konnte.

Wir hörten Stimmen unten, dann wurde eine Tür zugemacht, und jemand spielte *My Angel Put the Devil in Me* auf dem Klavier. Ich hatte nicht gewusst, dass mein Vater Klavier spielte. Iris und ich standen in ihrer Zimmertür und beugten uns in den Flur. Wir hörten die Toilettenspülung, was peinlich, aber beruhigend war, dann begann mein Vater die *Mondscheinsonate* zu spielen, und draußen sprang ein Motor an. Iris und ich rannten nach unten. Meine Mutter hatte die Haustür offen gelassen und war rasch in Mr. Portlands Auto gestiegen. Auf die Veranda hatte sie einen braunen Tweedkoffer gestellt, und mit diesem Koffer in der Hand stand ich nun da und schaute auf die Straße. Mein Vater setzte sich in den Schaukelstuhl. Er zog mich auf seinen Schoß, was er eigentlich seit dem vorigen Jahr nicht mehr machte,

und fragte mich, ob ich glaubte, dass meine Mutter wiederkommen würde, worauf ich ihn fragte: Glaubst du denn, dass meine Mutter wiederkommt? Dann wollte er von mir wissen, ob ich mütterlicherseits noch andere Verwandte hätte, und ich lehnte meinen Kopf an seine Schulter. Ich hatte meinen Vater seit meiner frühesten Kindheit an den meisten Sonntagen und manchmal auch donnerstags gesehen, ansonsten bestand meine Familie aus meiner Mutter. Ich war mit Mr. Portman und seinem Pudel befreundet, und alle meine Lehrer waren mir gewogen, und das war's alles in allem, was man als meine Familie bezeichnen konnte.

Iris öffnete die Fliegengittertür und schaute mich an wie die Katze den Hund.

Nachdem Iris mich beim Essen – es gab Hackbraten mit Kartoffelbrei – zum dritten Mal aufgefordert hatte, die Ellbogen vom Tisch zu nehmen, das sei hier schließlich keine Jugendherberge, sagte mein Vater: Benimm dich, Iris. Sie ist deine Schwester. Darauf verließ Iris das Zimmer, und mein Vater ermahnte mich, ich solle mir bessere Manieren angewöhnen. Du wohnst nicht mehr in diesem schrecklichen Ort, und du bist nicht mehr Eva Logan, sagte er. Du bist jetzt Eva Acton. Wir werden dich als meine Nichte ausgeben.

Erst mit dreizehn begriff ich, dass meine Mutter nicht mehr zurückkommen und mich holen würde.

Iris ignorierte mich nicht sehr lange. Sie kommandierte mich herum. Sie redete in dem gleichen Ton mit mir wie Claudette Colbert in *Imitation of Life* mit Louise Beavers, wenn sie sagt: »Wir sitzen im selben Boot,

Delilah«, was nur bewies, dass die weiße Dame keinen blassen Schimmer hatte, und natürlich seufzte Louise Beavers bloß und buk weiter Pfannkuchen.

Iris half mir durch die Junior Highschool. (Nach zwei Wochen pflanzte sich ein dickes, rotgesichtiges Mädchen vor mir auf und fragte: Wer bist du überhaupt? Iris ließ eine manikürte Hand auf die Schulter des Mädchens sinken und sagte: Gussie, das ist meine Cousine Eva Acton. Ihre Mutter ist auch gestorben. Worauf das Mädchen sagte – und man konnte es ihr kaum verübeln –: Meine Güte, seid ihr Vampire, ihr beide? Kommt ja nicht in die Nähe von unserem Haus.)

Ich wiederum half Iris bei der Vorbereitung für ihre Wettbewerbe: Vortragskunst, Rhetorik, szenische Leistung, Gedichtrezitation, patriotischer Essay und Tanz. Iris war ein Star. Sie wurde von vielen in der Schule bewundert, einige Mädchen mochten sie auch gar nicht, aber ihr war das egal. Ich tat so, als wäre es mir auch egal. Ich verbrachte meine Zeit vorzugsweise in der Bibliothek, bekam überall ausgezeichnete Noten und betrachtete es als meine eigentliche Aufgabe, Iris zu unterstützen.

Zu Hause ging es nicht mehr so beschaulich zu wie an dem Tag, als meine Mutter mich abgesetzt hatte. Es gab keine frischen Blumen mehr, und alles war etwas eingestaubt. Iris und ich putzten unsere eigenen Zimmer und sollten eigentlich auch das Wohnzimmer und die Küche sauber machen, taten es aber nicht. Keiner tat es. Mein Vater öffnete Büchsen mit Lachs oder Thunfisch und kippte jedem etwas davon auf ein Salatblatt auf den Teller. Manchmal machte er auch sechs

Hotdogs und eine Dose Baked Beans warm und stellte ein Glas Senf dazu auf den Tisch.

Dann entdeckte ich Charlotte Actons sehr sauberes Exemplar von *The Joy of Cooking* und fragte meinen Vater, ob ich es benutzen dürfe. Mein Vater erklärte, Iris und er würden alles essen, was ich zu kochen geruhte. Irma Rombauer schrieb auf der ersten Seite ihres Kochbuchs, man solle sich zunächst mit dem Herd vertraut machen. Ich steckte ein Büschel Petersilie und eine Zitrone in ein Huhn und schob das Ganze für ein paar Stunden in den Ofen. Wir aßen alles auf, und mein Vater dankte mir.

An meinem dreizehnten Geburtstag buk ich Crêpes; mein Vater las uns die Ballade *The Highwayman* vor, und zum Nachtschisch gab es gestürzten Ananaskuchen. Iris steckte Kerzen auf den Kuchen, und die beiden sangen für mich.

Zu Silvester ging unser Vater aus, und Iris und ich tranken Gin-Orange aus den feinen Kirschblüten-Tee-tassen ihrer Mutter.

»Mögen die Scharniere unserer Freundschaft niemals rosten«, sagte Iris. »Das habe ich von Brigid, dem Hausmädchen. War vor deiner Zeit.«

»Recht so«, sagte ich, und wir hakten uns unter und kippten den Gin.

Eines Nachts im Februar wachte ich davon auf, dass Iris mich schlug. Also, Iris war nun sicher nicht die Schwester meiner Träume. (Nicht dass ich jemals von einer Schwester geträumt hätte, eher davon, einen Pudel zu haben wie den von Mr. Portman. Und ich träumte jah-

relang davon, dass meine Mutter einen Privatdetektiv beauftragte, mich zu finden, und dass sie dann weinend vor meiner Tür stand, wo immer ich gerade wohnte – ich ließ sie nie herein.) Aber geschlagen hatte Iris mich noch nie. Ich wohnte schon über ein Jahr bei ihnen, und sie hatte noch kein einziges Mal mein Zimmer betreten. Wenn Iris mit mir reden wollte, stellte sie sich in den Flur und gab mir ein Zeichen, worauf ich in ihr Zimmer kam und mich auf den geflochtenen Teppich neben ihrem Bett setzte.

»Du hinterhältiges, diebisches verdammtes Miststück.« Ihr Opalring, den sie von ihrer Mutter hatte, verfang sich in meinem Haar, und wir hingen aneinander fest und heulten um die Wette. Sie riss mich aus dem Bett, schleuderte mich zu Boden, und als ihre Hand endlich frei war, schmiss sie all meine Sachen – viel war es nicht, größtenteils abgelegte Kleider von ihr – auf den Fußboden. Herrgott, sagte sie schließlich. Ich weiß ja, dass du es nicht warst. Keuchend legte sie sich neben mich.

Iris sagte, mein Vater habe ihr hundert Dollar gestohlen, die sie unter ihrer Matratze versteckt hatte. Er habe das ganze Geld genommen. Das sei schon einmal passiert, bevor ich zu ihnen gezogen sei, und sie habe daraufhin das Versteck geändert, aber jetzt habe er es erneut gefunden. Sie hatte fünf Dollar in der Hand, die sie am Abend im Pulaski Club für eine ihrer besten Reden, »Was macht Amerika so bedeutend?«, bekommen hatte, und dieses Geld, sagte sie, werde Edgar ganz sicher nicht kriegen. Sie polterte in meinem Zimmer herum, riss die Bücher von meinem kleinen Regal

herunter. Dann ging sie in ihr Zimmer und kam mit der großen Schere zurück, die wir benutzten, um aus den Kleidern ihrer Mutter Sachen zu schneiden, die Iris zu ihren Rezitationen tragen konnte. Sie schnitt aus meinem Exemplar von *Little Women* die Mitte heraus, Seite um Seite, von Jos loderndem Genie bis ganz zum Schluss, wo Amy Laurie heiratet, was ich eh schrecklich fand.

Das ist mein Geld für Hollywood, sagte sie. Meine nächste Station. Sie stellte all meine Bücher ordentlich zurück und räumte meine Kleider und Schuhe wieder in den Schrank. Sie büstete mir die Haare. Schließlich legte sie die Strickjacken zusammen, die früher ihr gehört hatten, und mein Zimmer und ich sahen besser aus als zuvor.

Ich fand es erstaunlich, dass Iris mit ihren Wettbewerben so viel Geld verdiente. Und ebenso erstaunlich fand ich es, dass es ihr klüger erschien, das Geld in meinem Zimmer zu verstecken. Ich hielt ihre Annahme, mein Vater habe ihr Geld gestohlen, erst für falsch, aber sie stimmte. Iris war einfach Iris. Ich glaube nicht, dass sie eine bessere Beobachtungsgabe oder Intuition hatte als ich. Ich sah vieles, wusste aber nicht, was ich davon halten sollte. Iris sah nur, was für Iris wichtig war, aber sie war sehr wachsam, wie eine Pilotin, die nach den Signallampen auf der Landebahn Ausschau hält und deren Wachsamkeit das Einzige ist, was zwischen ihr und einem grässlichen Absturz steht. Sie behauptete, ich gliche eher jemandem mit einem verrückten Radio in seinem Innern, einem Radio, das oft durchaus Wissenswertes, genauso oft aber nutzloses Zeug wie »Missernte

in Mississippi« verbreite. Jedes Mal, wenn Iris gewann, vom Valentinstag bis zum Memorial Day Ende Mai, steckte sie das Preisgeld in ihren BH. Mein Vater blieb immer auf, bis sie kam, und fragte sie jedes Mal, ob er den Gewinn für sie verwahren solle, und sie sagte jedes Mal: Nein danke, und ging direkt in ihr Zimmer, um ihn loszuwerden. Sehr höflich.

Am Tag nach der Zeugnisvergabe (ich hatte die elfte Klasse abgeschlossen, mit Auszeichnung in Englisch und Sozialkunde, Iris die Highschool, wo man sie mit stehenden Ovationen bedachte, und unser Vater rezierte bei beiden Feiern Kiplings Gedicht »Gunga Din«) hielt Iris ihre Rede »Die Gefallenen« vor der Veteranenvereinigung Veterans of Foreign Wars. Sie erntete stürmischen Beifall. Ich war wirklich klasse, sagte Iris. Dabei habe ich improvisiert. Besser als klasse, sagte ich, so gut wie Judy Garland, nur hübscher. Iris sagte, Judy Garland könne auf Kommando weinen, und daran müsse sie selbst noch arbeiten.

Sie sprach in den Rotary Clubs und den Exchange Clubs und bei den Treffen der American Association of University Women von Windsor bis Cincinnati, den ganzen Sommer über. Sie nahm an jedem Wettbewerb im Umkreis von fünfundsiebzig Kilometern teil, selbst wenn sie per Anhalter hinfahren und ihre feinen Kleider und Schuhe in einem Beutel mitnehmen musste. Sie gewann immer. Manchmal hörte man die anderen Mädchen stöhnen, wenn Iris den Vortragssaal betrat. Sie gewann einen Pfandbrief der Midwestern Carpenters Union im Wert von 50 Dollar für die beste Rede

eines Mädchens oder Jungen, schlug mit »Musettas Walzer« in der Casa Italia von Galesburg die Italienerinnen um Längen und gewann im selben Ort genauso mühelos beim Temple Beth Israel, wo sie als Iris Katz mit »Warum ich stolz bin, Amerikanerin zu sein« auftrat. Beim Wettkampf im Maiskolbenschälen auf dem Rummelplatz schnitten wir gemeinsam ziemlich gut ab. Jeder Maiswagen war mit rund 25 Bushel Mais beladen, Iris und ich schafften zusammen etwa 60 Pfund. In der Gruppe »Jugend/Mädchen« kamen wir auf den ersten Platz, und bei »Jugend/Ältere« auf den zweiten, direkt hinter zwei Jungs, die aussahen, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes getan, als Maiskolben zu schälen. Wir befreiten uns gegenseitig von den feinen Maisfäden und aßen Rootbeer-Eisbecher.

Die zehn Dollar wanderten stracks ins Innere von *Little Women*. Manchmal schlug ich das Buch auf, einfach nur um Iris' Geld zu betrachten. Abends befestigte ich die Pailletten an dem Kostüm, das sie gerade nicht benutzte, oder nähte die Falten ihres Matrosenrocks nach oder fasste ausgefranzte Manschetten mit Borte ein, während ich darauf wartete, dass sie nach Hause kam. Die Pailletten lösten sich bei jedem Auftritt, und mein Bett war immer von ihnen übersät.

Es war der Tag vor Labor Day, ein heißer Tag ohne Wettbewerb oder Party, für die wir uns hätten zurechtmachen müssen. Iris und ich liefen zum Paradise Lake, dem großen Weiher neben dem Windsor College. Ich schlurfte, um kleine Staubwolken aufzuwirbeln. Iris zog Schuhe und Strümpfe aus und steckte die Füße ins

Wasser. Sie zündete sich eine Zigarette an, und ich legte mich neben sie. Iris zog zwei Bier aus der Tasche und ich die letzte Ausgabe der Zeitschrift *Screen*.

»Da ist ja deine heißgeliebte Paulette Godard«, sagte sie. »Was die kann, kann ich allemal.«

Ich dachte mir, dass das wahrscheinlich stimmte. Während Iris mit geschlossenen Augen rauchte, hielt ich sicherheitshalber nach meinem Vater Ausschau.

»Komm, wir gehen ins Wasser«, sagte sie, und ich rannte zum Haus zurück, um einen Badeanzug zu holen. In meinem Zimmer fand ich meinen Vater kniend im Kleiderschrank vor, eine Hand auf meinem schwarzen Partyschuh.

»Ich dachte, ihr Mädels seid unten am Weiher.«

»Ich muss mich umziehen«, sagte ich. »Iris ist schon dort. Sie hat ihren Badeanzug dabeigehabt.«

»Deine Schwester plant voraus«, sagte er. »Du lebst eher in den Tag hinein.«

Er schob meinen Schuh wieder tief in den Schrank und stand auf, ein etwas geistesabwesendes Lächeln auf den Lippen, so wie manchmal beim Frühstück, wenn ich redete, während er las.

Als ich es Iris erzählte, sagte sie nur: »Dieser Mistkerl. Du musst tun, was ich dir sage.«

Auf jeden Fall, erwiderte ich.

Iris und ich übten im Dunkeln, die von Geißblatt umrankte Pergola hoch- und runterzuklettern. Sie packte ihre besten Kostüme, ihr Make-up sowie das Notwendigste für mich ein. Ich hielt Wache. Sie sagte, in Hollywood würden wir uns neue Kleider kaufen. Was in

Windsor toll aussieht, lockt in Hollywood keinen Hund hinterm Ofen hervor, sagte sie. Keine von uns hatte ernsthaft über neue Kleider für mich nachgedacht oder darüber, wo ich in die Schule gehen sollte. Ich war in der zwölften Klasse, sah aus wie elf und hatte bereits zwei Klassen übersprungen. Hätte man uns gefragt, hätten wir beide gesagt, dass ich weitere Schulbildung so dringend benötigte wie eine Katze mehr Fell. Iris sorgte dafür, dass wir unsere Koffer und Taschen ohne Hilfe tragen konnten; sie sagte, sie sehe schon vor sich, wie so eine bestimmte Sorte Klugscheißer uns ihre Hilfe anbieten würde, und wenn sie nur mal für fünf Minuten auf Toilette verschwände, würde ich wahrscheinlich irgend so einem Idioten bereitwillig unsere gesamte Habe überlassen. Ich erklärte Iris, dass es trotz all meiner Unzulänglichkeiten besser für sie wäre, mich mitzunehmen. Ich würde diese weißen Söckchen anziehen, die ich nicht leiden konnte, und die ganze Zeit meine Brille tragen, und alle würden sie unglaublich bewundern, weil sie sich um ihre trottelige kleine Schwester kümmerte. Die Männer werden dich in Ruhe lassen, weil sie mich nicht am Hals haben wollen, sagte ich. Alte Leute werden uns zum Essen einladen.

Genauso kam es dann auch. Iris warf ihre Jacke über mich, sobald wir in den Bus eingestiegen waren, und ich schlief stundenlang mit dem Kopf in ihrem Schoß, versuchte, liebenswert und bedürftig auszusehen und meinen Rock immer schön über die Knie zu ziehen, selbst wenn niemand mich sah. Ich hoffte, dass Iris froh war, mich nicht in Ohio zurückgelassen zu haben. Wir fuhren mit neunzig Stundenkilometern von Ohio bis

zum Hollywood Plaza Hotel, das Iris im *Reiseführer Kalifornien 1941* der Bücherei von Windsor für uns gefunden hatte.

Vom Busbahnhof gingen wir zu Fuß zum Hollywood Plaza, und Iris erzählte mir, wie sie einmal in Chicago in einem Hotel übernachtet hatte, zusammen mit ihrer Mutter. Es war ein Wochenendausflug von Mitgliedern der Studentinnenverbindung ihrer Mutter und deren Töchtern gewesen, und sie hatten im Hotel alle zusammen nobel zu Mittag gegessen, in einem privaten Speisesaal mit rosa Seidentapete. Es hatte Krabbencocktails und Hummer Newburg gegeben, und sie hatten Shirley Temples getrunken.

Ein uniformierter Portier nahm ihnen die Koffer ab, und am ersten Abend bestellten Iris und ihre Mutter den Zimmerservice. Ein Mann im Anzug schob einen kleinen Tisch auf Rollen herein, der mit Porzellantellern unter silbernen Speiseglocken beladen war. Während Iris und ihre Mutter sich in die rosafarbenen Armsessel setzten, lüpfte der Mann die Glocken von den Tellern und legte ihnen beiden dann Servietten auf den Schoß. Die Butter war geformt wie Rosenknospen.

Nachdem sie ihr Huhn und zum Nachtschisch ein *Omelette surprise* gegessen hatten, zogen Iris und ihre Mutter Nachthemd und Morgenmantel an, öffneten die Vorhänge wieder, die das Zimmermädchen geschlossen hatte, und schauten auf die Lichter der Stadt hinunter.

Das Hollywood Plaza glich diesem Hotel allerdings nicht im Geringsten. Es war ein zweistöckiger, U-förmiger Betonbau mit angeschlagenen roten Dachziegeln

und einem traurigen kleinen braunen Busch in der Mitte des Hofes, wo sich der von Unkraut überwucherte Betonweg gabelte und rechts und links zu den kurzen Gebäudeflügeln führte. Eine ältere Dame steckte den Kopf aus dem Fenster. Gruber, sagte sie. Erster Stock.

Iris aß den Rest ihres Schokoriegels und wischte sich die Hände an meinem Faltenrock ab. Sie spuckte in ihr Taschentuch und rieb mir damit übers Gesicht, was ich hasste. »Los geht's«, sagte sie.

Brief von Iris

7 Queensberry Place
South Kensington, London
September 1946

Liebe Eva,

ich habe in letzter Zeit öfter an Dich gedacht. Gestern war unsere letzte Vorstellung. Ich war gut, wenn auch nicht großartig, und ein paar von uns Mädels sind mit einer Handvoll reizender alter Schwuchteln ausgegangen und haben mit Champagner und Austern gefeiert. Der Krieg ist zwar vorbei, aber man bekommt hier keineswegs alles, was man will (ein gutes Steak übersteigt immer noch meine Möglichkeiten). Austern aus dem Norden sind aber glücklicherweise kein Problem. Während ich also eine schlürfe, sehe ich doch plötzlich wahrhaftig Mrs. Gruber – nicht in ihrem Hauskittel und den ramponierten Slippers, sondern im blauen Taftkleid mit passenden Pumps, einen pinkfarbenen Gin in der Hand. Ich hätte mich fast verschluckt. Wie sich herausstellte, war es natürlich nicht Mrs. Gruber – die womöglich längst tot ist und das Hollywood Plaza wahrscheinlich eh nie verlassen würde, von Hollywood

ganz zu schweigen. Es war Arlene Harrington, die Frau eines Produzenten, mit einer Diamantbroche, so groß wie das Chrysler Building, und ich habe nicht zu ihr gesagt: Meine Güte, Sie sehen aus wie meine leidgeprüfte, äußerst reizlose, möglicherweise längst verstorbene jüdische Vermieterin.

Denkst Du je an Mrs. Gruber? Als sie den Kopf aus dem Fenster steckte, bist Du sofort zu ihr geflitzt, atemlos und schüchtern, was Du eigentlich gar nicht warst, und hast die Geschichte aus dem Bus erzählt, über unseren verstorbenen Papa und unsere tapfere Mama und unser schwindendes Vermögen im Mittleren Westen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Dir geglaubt hat, aber sie mochte Dich, und ich war ihr egal. Sie wollte erst unser Geld, ehe sie uns den Schlüssel gab. Ein winziges Zimmer mit zwei Betten, einem kleinen Kühlschrank, einer zweiflammigen Kochplatte und einem Etagenbad. Ich habe Schlimmeres gesehen – du vermutlich auch –, aber damals war es der schlimmste Ort, an dem ich je gewesen war. Mir war klar gewesen, dass wir es in Hollywood nicht leicht haben würden, aber ich hatte es mir vorgestellt wie im Film: fünf Mädels, die sich auf mehrere Zimmer verteilt Lockenwickler ins Haar drehen und das Gesicht mit Pond's reinigen und kichern, wenn das Telefon klingelt und der Liebste von einer der fünf anruft. Es gab kein Telefon im Flur, und solange wir dort wohnten, habe ich außer Mrs. Gruber nie irgendjemanden gesehen. Als wir einzogen, sah ich in einer Ecke eine tote Maus liegen, und nachdem Du daran vorbeigegangen warst, habe ich sie mit einem kleinen Tritt unter den Herd befördert, ich hoffe, Du hast sie nie entdeckt.

Es waren drei schwierige Monate, aber Du warst eine treue Mitstreiterin. Du hast die Wohnung in Schuss gehalten und aus nichts Mahlzeiten gezaubert. Weißt Du noch, wie ich mein Trinkgeld auf den Tisch gekippt habe und wir Stapel gemacht haben? Pennys, Nickels, Dimes, Quarters, und was haben wir uns gefreut, wenn mal ein Half-Dollar dabei war. Ich erinnere mich noch an den Abend im Derby. Ich sang *You Are My Sunshine*, und ich wusste, dass ich einen Volltreffer gelandet hatte. Ich spürte es. Auch Du dachtest das, obwohl Du eine ewige Zweiflerin warst – essen gehen wolltest Du erst, wenn ich bei MGM unter Vertrag war. Und dann rief Mr. Free an, und Du hast mein altes blaues Kleid angezogen, und ich habe mir ein neues gekauft und ein Paar richtige Stöckelschuhe, und so sind wir im Tubby's Steak essen gegangen. Drei Monate, drei Filme, drei Sprechrollen: *Auf der Durchreise*, *Etwas Besonderes*, *Abendromanze*. (Erinnerst Du Dich noch an das nilgrüne Seidennachthemd, das Harpo mir geschickt hat? Hab ich immer noch.)

Jemand hat mal gesagt: Gott hat uns ein Gedächtnis gegeben, damit wir auch im Winter Rosen haben können. Dieser Jemand hat nicht gesagt: damit wir im Juni Schneestürme haben können und Lebensmittelvergiftung, obwohl es nichts zu essen gibt.

Bitte schreib mir.

Iris

I MAY BE WRONG BUT I THINK
YOU'RE WONDERFUL

North Vine Street
Hollywod
4. Januar 1942

Lieber Dad,

hier verändert sich gerade alles.

Weiter kam ich nicht. Ich hatte ein Dutzend Briefe an ihn begonnen, sie dann zerrissen und zur Mülltonne an der Ecke getragen, alles unter den Augen unserer Vermieterin. Ich weiß nicht, warum ich überhaupt schrieb. Ich erwartete nicht, dass mein Vater mich retten würde. Ich fand nicht, dass ich rettungsbedürftig war. Wenn ich schon eine Mutter haben musste, die mich einfach abgab wie einen Sack dreckige Wäsche, und einen Vater, der sich nicht zu schade war, von mir (oder meiner Schwester) zu stehlen, konnte ich mich doch eigentlich glücklich schätzen, wenn mich ebendiese Schwester nach Hollywood mitnahm, meine schmutzige Unterwäsche zusammen mit ihrer wusch und ihre belegten

Brote mit mir teilte. Wenn Iris arbeitete, war Mrs. Gruber, unsere Vermieterin und Hausmeisterin, die perfekte Gesellschaft für mich. Mrs. Gruber verurteilte die Falschheit und Trickserei Hollywoods, aber sie wusste aus persönlicher Erfahrung, dass beides bis zu einem gewissen Grad nötig war, wenn man überleben wollte. Sie sagte oft zu mir: Deine Schwester lässt sich vom Leben nicht unterkriegen, und das verdient unsere Bewunderung. Mrs. Grubers Wohnung war mit Klebeband, Schraubenschlüsseln, Rohrstücken und Kabelrollen vollgestopft. Sie war keine große Hausmeisterin. Ich fand, dass sie gut kochte, jedenfalls in der Kategorie Spiegelei-mit-Käse-Sandwich, was wir jeden Tag zusammen aßen. Mrs. Gruber fragte mich, wie das mit der Schule sei, und ich sagte ihr die Wahrheit, dass ich nämlich Bücher liebte, aber Kinder hasste, und sie sagte, das verstehe sie gut. Sie spreche vier Sprachen und sei in der sechsten Klasse von der Schule abgegangen. Da, wo ich herkomme, sagte sie, sind sechs Jahre viel. Wenn man Turgenjew lesen kann, ist man gebildet.

Mrs. Gruber liebte Präsident Roosevelt genauso innig wie mein Vater und ich. Sie sorgte sich ständig, er könnte einem Attentat zum Opfer fallen – bis zu jenem warmen Dezembertag, als die Japaner uns in Pearl Harbor bombardierten und Präsident Roosevelt Japan den Krieg erklärte, jenem »Tag ewiger Schande«, wie er ihn nannte. Mrs. Gruber und ich lauschten reglos, und als es vorbei war, weinten wir beide und schlugen Japan in ihrer Enzyklopädie nach. Nachdem wir den Artikel gelesen hatten, sagte Mrs. Gruber, wir sollten froh sein. Jetzt werde dem Präsidenten niemand mehr etwas antun,

denn jetzt bräuchten wir ihn. Sie erinnere sich noch daran, wie ein paar Republikaner Roosevelt mit Hitler und Stalin und Mussolini verglichen hätten. Und sie habe oft auf der Straße Leute mit einem »Ich hasse Eleanor«-Anstecker gesehen, und die hätte sie am liebsten angespuckt, ja umgebracht. Als junge Frau, ganz frisch in diesem Land angekommen, erzählte Mrs. Gruber, habe sie manchmal geheult vor Wut und Enttäuschung, weil sie die Leute, die sie gern umgebracht hätte, nicht habe umbringen können. Manchmal hätten Männer, die oft diejenigen gewesen seien, die sie habe umbringen wollen, sie missverstanden und versucht, sie zu trösten.

Diese abscheulichen Anstecker gibt es jetzt immerhin nicht mehr, sagte sie, aber es ist doch ein Jammer – was wird mit den Japanern passieren, hier und in ihrem eigenen Land? Mr. Roosevelt lässt sich nicht für dumm verkaufen.

Um zwei Uhr hielt Mrs. Gruber ihr Mittagsschläfchen. Ich lockerte ihr Korsett und machte ihre Schlafzimmertür zu. Ich las *First Love* oder drehte die Lautstärke am Radio etwas herunter und hörte die Radiokomödie *Fibber McGee and Molly* oder schaute mir Mrs. Grubers alte Fotos an und Briefe, die größtenteils in einer anderen Sprache verfasst waren. Auf einem der Fotos stand sie neben einem kleinen, breiten Mann, der die Gruber'sche Nase hatte, und beide trugen Cowboyhut und Reiter-Chaps. Ah, sagte sie, als sie aufwachte, da haben wir uns für Amerika bereit gemacht.

Iris bekam einen Vertrag. Sie hatte auf jedem Talentwettbewerb in Hollywood gesungen, ihr Profil und